

---

**Aus Freude am Lesen**

Naomi Marshall, eine alte, einsame Frau, sitzt meist in ihrer Londoner Wohnung am Fenster. Der Blick auf Gärten und Nachbarn, der Besuch von Pflegern und Essen auf Rädern sind ihre einzige Verbindung zum Leben, bis sich eine neue Nachbarin bei ihr vorstellt. Sally ist jung, voller Begeisterung und Neugier und möchte mehr über Naomis Leben erfahren. Diese sagt jedoch nur: »Ich war mal in Afrika.« Als Sally plötzlich wieder auszieht, vermisst Naomi sie schmerzlich. Sally zuliebe taucht sie in ihre Vergangenheit ein, ordnet ihre Notizen über die Zeit in Afrika, wo sie die glücklichste Zeit ihres Lebens verbrachte. Ja, Naomi wird alles aufschreiben, und falls Sally sich noch einmal meldet, will sie ihr die Geschichte geben ...

CHARLES CHADWICK, 1932 geboren, hat bis 1992 als Mitarbeiter des British Council in verschiedenen afrikanischen Staaten, in Brasilien, Kanada und Polen gelebt. Mit 72 Jahren veröffentlichte er seinen ersten Roman, »Ein unauffälliger Mann«, an dem er knapp 30 Jahre lang schrieb und der großes Aufsehen erregte. Charles Chadwick lebt mit seiner Familie in London.

CHARLES CHADWICK BEI BTB

Ein unauffälliger Mann. Roman (73912)

Eine zufällige Begegnung. Roman (74142)

Charles Chadwick

# Brief an Sally

Roman

*Aus dem Englischen  
von Klaus Berr*

**btb**

Der Titel des Originals lautet »Letter to Sally«.



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete

FSC®-zertifizierte Papier *Lux Cream*

liefert Stora Enso, Finnland.

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Juli 2012

btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH, München

Copyright © des Originals 2009 Charles Chadwick

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2010 Luchterhand

Literaturverlag, München, in der Verlagsgruppe Random

House GmbH

Umschlaggestaltung: semper smile München

Umschlagmotiv: © Tina Ruisinger/buchcover.com

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Einband: CPI – Clausen & Bosse, Leck

CP · Herstellung: BB

Printed in Germany

ISBN 978-3-442-74393-3

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

Bitte Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog [www.transatlantik.de](http://www.transatlantik.de).

## I

Ich habe sie jetzt schon lange nicht mehr gesehen. Noch vermisse ich ihre Besuche, aber immer weniger. Sie waren eine Abwechslung von den Damen mit dem Essen auf Rädern und den wöchentlichen Besuchen meiner Pflegerin. Es war, als erfände sie das Leben für mich neu, während sie von ihrer Familie und der Welt draußen plauderte, mit diesem Eifer, der ihr so zu eigen war und der mich daran erinnerte, wie ich früher vielleicht einmal hätte sein wollen, aber nie sein konnte. Nein, es stimmt nicht, dass ich sie weniger vermisse.

Ich sitze am Fenster meiner Wohnung und schaue in die Gärten hinaus, bis die Nacht hereinbricht. Auch dann ziehe ich die Vorhänge nicht zu, denn in den Fenstern gegenüber ist das Licht angesprungen, und dahinter geht die Welt noch weiter, als könnte die Dunkelheit nie vollständig sein. Auch jetzt im Winter ist noch Leben in den Gärten. Vor einem Monat sah ich ein Fuchspaar. Es gibt ein paar Katzen, hin und wieder ist Jaulen zu hören, und ich frage mich, ob es Sex oder Zorn ist. Im Sommer gibt es viel zu sehen, die Arbeiten in den Gärten, spielende Kinder, Er-

wachsene, die mit Tee oder Drinks herumsitzen. Ich kann nie richtig verstehen, was die Leute reden. Manchmal werden Stimmen erhoben – ein plötzlicher Schrei, dessen Grund ich nie erfahren werde.

Hier in meinem Winkel der Welt erhasche ich Augenblicksaufnahmen von Lebensläufen, über die ich nichts weiß. Vielleicht sehen sie mich, wie ich am Fenster sitze und hinausstarre. Einmal habe ich die Hand gehoben, um einen Mann zu grüßen, der drei Gärten weiter den Rasen mähte. Er reagierte nicht. Vielleicht dachte er, die ist immer da, diese bekloppte alte Schachtel, starrt aus dem Fenster, traurig. Vielleicht war ihm gar nicht bewusst, dass ich die Hand zu ihm hob, und er dachte einfach, ich würde nur die Vorhänge zurechtziehen. Vielleicht dachte er, ich sei so gut wie blind und könne ihn gar nicht sehen, hätte mein Leben lang nur in eine verschwommene Leere gestarrt. Vielleicht dachte er aber auch nicht, dass ein Leben wie meins traurig ist. Vielleicht hatte er ganz andere Sachen im Kopf, und der Schrei, den ich gehört habe, ist von ihm gekommen. Er hat eine Familie. Mehr als genug, worüber er sich den ganzen Tag und einen Großteil der Nacht Sorgen machen muss, seine persönliche Traurigkeit. Er hat Besseres zu tun, als einer uralten aussehenden Frau zuzuwinken. Klingt das defätistisch oder selbstmitleidig? Das ist es nicht. Ich sehe einfach dem Leben zu, den Freizeitbeschäftigungen, und was ich darüber weiß, ist nur geraten.

Die Leute in der Souterrainwohnung unter mir benutzen den Garten ebenfalls, auch wenn das kaum das richtige Wort dafür ist, Löwenzahn und anderes Unkraut, die den Rasen überwuchern, ein paar ungepflegte Sträucher und ein halbtoter Apfelbaum. Sie sind vor etwa zwei Jahren eingezogen, ein älteres Paar, wahrscheinlich im Ruhestand. Sie sitzen auf der Terrasse unter meinem Fenster, bis jetzt noch nie mit irgendeinem Besuch. Zwei Jahre, und ich bin ihnen nur ein einziges Mal begegnet. In was für einer merkwürdigen Welt leben wir doch! Ungefähr zwei Monate nach ihrem Einzug klopfen sie und klopfen immer weiter, bis ich ihnen öffnen konnte. Erstaunt schauten sie an mir vorbei zu den Büchern, als wären sie auf etwas Schockierendes gestoßen, eine Orgie oder dergleichen. Erst dachte ich, sie wären gekommen, um sich vorzustellen, aber sie waren hier, um sich über die Lacksplitter zu beschweren, die von meinem Fensterbrett auf ihre Türstufen und den Fußabstreifer gefallen waren. Ob ich mir vielleicht überlegte, einen Maler zu rufen? Ich sagte, nein, das hätte ich nicht vor. Ich sagte nicht einmal, dass es mir leid tue. Ich hätte nicht so reagieren dürfen. Der unwillkürliche Ausdruck des Unmuts auf meinem Gesicht hat sicher auch nicht gerade geholfen. Kein Wunder, dass sie seitdem nicht mehr mit mir gesprochen haben. Bin ganz allein selbst dran schuld und so weiter. Ich kann jetzt noch sehen, wie sie nebeneinander vor meiner Tür stehen: Gesichter, aus denen Zorn, Sorge, Hoffnung, Lachen, sogar Liebe schon vor langer Zeit gelöscht wurden. Irgendwann hatten sich

doch sicherlich auch in ihren Zügen die normalen Erfahrungen des Lebens abgezeichnet. Ich war unhöflich zu ihnen gewesen, das stimmt, aber ich sehe jetzt, dass es ihnen nichts ausgemacht hatte. So war das Leben, an das sie sich gewöhnt hatten. Man konnte sich nicht vorstellen, dass sie mit ihren rosigen, drallen Gesichtern, den ordentlich frisierten grauen Haaren und den affektiert verkniffenen Lippen sagten: Zögern Sie nicht, zu uns zu kommen, falls wir irgendetwas für Sie tun können. Man konnte sich auch nicht vorstellen, so etwas zu ihnen zu sagen. Wie unfair, wie unfreundlich habe ich sie beurteilt? Rede ich nur von mir selber, schreibe andere Leute ab, vermisse Sally?

Man würde sein Leben gern mit ein paar Gewissheiten beenden, zum Beispiel zu erfahren, warum ein Gruß nicht erwidert wurde. Ich starre nicht den ganzen Tag zum Fenster hinaus. Es ist ganz einfach so, dass mein Sessel dort steht. Dort lese ich und schreibe auch. Ich brauche Zeit, um in die Küche und ins Bad zu kommen. Mit Hilfe meines Gehwagens, aber muss ich das hinzufügen? Ich gehe auch in das vordere Zimmer, das auf die Straße hinausschaut und wo meine Bücher und ein Schreibtisch sind. Aber ich kann dort nicht lange sitzen und kehre, nachdem ich eine Überweisung ausgefüllt oder was auch immer getan habe, so schnell wie möglich zu meinem Sessel zurück.

Ich bin froh, dass ich keine Korrespondenz führen muss. Inzwischen schicke ich neun Weihnachtskarten an frü-

here Kollegen, nein, sieben. Meine Pflegerin kauft sie für mich. Im vorletzten Jahr war es ein Päckchen mit Wohltätigkeitskarten, vorne drauf ein Rotkehlchen mit einem Stechpalmenzweig im Schnabel. Der Empfänger der wohlthätigen Spende war eine Farm in Northumberland, die sich um behinderte Jugendliche kümmert und ihrem Leben einen Sinn verleiht. Ich schickte ihnen einen Scheck, und sie bedankten sich mit einer Broschüre, die die Jugendlichen bei verschiedenen Tätigkeiten auf dem Hof und in der Küche zeigte. Das Schöne war, dass sie sich nicht bemühten, in die Kamera zu lächeln, weil man es ihnen aufgetragen hatte. Nein, sie sahen wirklich glücklich aus, als empfänden sie nichts als Dankbarkeit für das, was das Leben ihnen gegeben hatte. Hier brauchte ich nicht zu raten.

Im Jahr darauf bat ich meine Pflegerin, mir religiöse Karten zu kaufen, und ich musste ihr erklären, dass ich Karten meinte mit Bildern von der Jungfrau Maria und dem Jesuskind. Sie schien das für eine exzentrische, ja besorgniserregende Bitte zu halten, als würde ich irgendeiner merkwürdigen Sekte angehören. Das sagte ich ihr spaßes halber auch, aber sie missverstand das Wort »Sekte« und rannte kopfschüttelnd ins Bad. Mir ist es egal, ob sie mich für eine Christin hält. Ich habe es inzwischen aufgegeben, mich zu fragen, ob ich eine bin oder nicht; zu vieles davon drängt mich, in dieser Hinsicht nicht zu zweifeln, doch man kann nur abwarten, dann wird man schon sehen – oder auch nicht, was ebenso gut sein kann. Es ist nur so, dass es an Weihnachten schicklich erscheint, Abbildungen

der Geburt Christi zu versenden. Ein Rotkehlchen mit einem Stechpalmenzweig im Schnabel vermittelt nicht unbedingt dieselbe Botschaft. Es tut mir leid, dass man für diese jungen Leute in Northumberland gerade dieses Bild aussuchte. Aber vielleicht dachte sich das Management, dass sie neben allem anderen nicht auch noch mit Religion und Glauben belastet werden wollten ...

So wie ich bis jetzt gesprochen habe, kommt es sicher nicht überraschend, wenn ich sage, dass ich Sallys Besuche vermisse. Ich erinnere mich noch ganz deutlich an das erste Mal. Es war Ende März. Die Wohnung über mir stand seit ungefähr einem Monat leer, und ich wusste nicht so recht, was ich denken sollte, als ich jemanden die Treppe hochgehen hörte, der offensichtlich einen oder zwei Koffer trug. Es hatte schon mehrere Wohnungsbesichtigungen gegeben, und ich hoffte, die neuen Mieter wären nicht so wie das Paar davor, das ständig herumgetrampelt war und laut miteinander geredet hatte, wenn der Fernseher nicht lief, der, wenn er lief, noch lauter war. Andererseits war es ein gewisser Trost zu wissen, dass Hilfe, falls nötig, gleich in der Nähe war.

Ich hörte die neue Mieterin herumgehen und sich einrichten, aber ihre Schritte waren leise, als wäre sie von Anfang an fest entschlossen, eine so perfekte Nachbarin wie möglich zu sein. Tatsächlich war das so ziemlich das Erste, was sie sagte, als ich es endlich schaffte, auf ihr Klopfen an

meiner Tür zu antworten. Als ich meine Gehhilfe aus dem Weg geschafft hatte, ging sie an mir vorbei, drehte sich an meinem Schreibtisch um und begann mit einer Entschuldigung.

»Es tut mir sehr leid, Sie zu stören. Ich habe mir nur gedacht, ich bin Ihre neue Nachbarin und wollte mich vorstellen. Ich bin Sally.«

Sie streckte die Hand aus und musste sich schon wieder entschuldigen, weil ich mich mit beiden Händen schwer auf die Gehhilfe stützte.

»Ich bin Naomi Marshall«, sagte ich mit meinem wenig überzeugenden Lächeln.

»Ich werde mich wirklich bemühen, keinen Lärm zu machen«, sagte sie.

Während ich zurück ins Zimmer schlurfte, fragte ich mich, was für einen Eindruck mein Lächeln wohl gemacht hatte, ein typisches Altfrauenlächeln mit Verbitterung darin, und das nicht immer unabsichtlich. Oder sah es nur aus wie eine hässliche Grimasse, eine Imitation dessen, was ich mir unter einem Lächeln vorstellte, nachdem ich schon lange vergessen hatte, was ein Lächeln war oder wozu es gut sein konnte? Das waren die Gedanken, die mir durch den Kopf gingen, während Sally mir Platz machte und um den Schreibtisch herumging, dabei dagegenstieß und wegen ihrer Ungeschicklichkeit *Ts-ts* machte. Und dann fragte ich mich, ob ich je so gelächelt hatte, ob ich zum Beispiel Arthur so angelächelt hatte, als er – um einen Ausdruck zu verwenden, den er überhaupt nicht mochte – sich in mich

verguckte? Sallys Lächeln, nun, das war etwas Wunderbares. Als sie hereinkam, hatte sie zunächst die Stirn gerunzelt. Jetzt war es, als hätte ich etwas sehr Lustiges oder Ermutigendes oder Überraschendes oder alles zusammen gesagt, so unvermittelt kam ihr Lächeln, so als würde sie eben entdecken, wie Freude sich anfühlt oder Glück oder das immerwährende Potential dafür.

»Machen Sie sich deswegen keine Gedanken«, sagte ich.  
»Aber vielen Dank. Nicht jeder ist so rücksichtsvoll. Normalerweise ist das nicht das Erste, woran die Leute denken.«

Sie schaute sich im Zimmer um. »Da schau sich einer all diese Bücher an!«

Ich musste zu meinem Sessel zurückkehren, und während ich mich auf den Weg machte, murmelte ich: »Ja, das ist eine ganze Menge.« Es hatte feindselig geklungen, deshalb drehte ich mich um – diesmal ohne ein Lächeln zu riskieren – und sagte: »Warum machen Sie uns beiden nicht eine Tasse Tee? Außer Ihnen ist ein Sherry lieber.«

Wieder dieser Eifer: »Eine Tasse Tee hätte ich jetzt sehr gern.«

Ich will versuchen, mich zu erinnern: Sie kochte Tee, während ich zu meinem Sessel zurückschlurfte. Mein Bett steht auf der anderen Seite des Fensters, und dort saß sie, während wir unseren Tee tranken. Zuerst fragte sie mich, ob ich all diese Bücher gelesen hätte, und ich erwiderte, ja, vermutlich schon, aber ich wisse bei den meisten nicht

mehr, was drinstehe, und dann fügte ich noch hinzu, ich hätte sie nur gern in meiner Nähe, falls ich mich an sie erinnern wollte und wann und warum ich sie gekauft hatte. Es war eine viel zu lange Antwort, eine Pseudorechtfertigung, leicht pedantisch. Sie wollte anscheinend, dass ich weiterredete und ihr von meinem Leben erzählte, aber das war das Letzte, was ich wollte. Also brachte ich sie dazu, über ihres zu erzählen. Ihr Tonfall machte mir klar, dass sie ihr Leben für trivial hielt im Vergleich dazu, wie meins gewesen sein musste, nach den Büchern zu urteilen und einigen der Titel, die ihr vielleicht ins Auge gefallen waren. Sie sprach schnell, aber stockend, als wollte sie rasch zum Ende kommen, als hätte man ihr beigebracht, dass man von sich selbst so wenig wie möglich sprechen sollte. Schon jetzt drängte sich mir der Gedanke auf, dass sie zu gut war für diese Welt. Und zu schön. Vielleicht war es aber auch weniger Schönheit, sondern einfach eine unbewusste Aufrichtigkeit. Man hatte den Eindruck, dass sie über ihre Schönheit oder dergleichen gar nicht nachdenken musste, als hätte man sie noch nie auf ihre Erscheinung aufmerksam gemacht. Man konnte sich sehr gut vorstellen, dass sich jemand in sie verliebte. Man konnte sich sehr gut vorstellen, dass jemand sie vermisste.

»Über mein Leben gibt es eigentlich nicht viel zu sagen, wir haben zu Hause nicht viele Bücher«, so fing sie an. »Meine Mutter liest manchmal so romantische Sachen, aber mein Dad hat eigentlich keine Zeit dafür. Ab und zu mag er mal einen Krimi. Er arbeitet so schwer für uns. Mum

auch. Na ja, wie auch immer ... Ich glaube, mein kleiner Bruder könnte mal eine Leseratte werden. Er steht total auf Harry Potter. Ich habe es mir nie so richtig angewöhnt ...«

Ja, diese Bücher hatten sie kleinlaut gemacht, fast, als würde sie sich schämen, sich ihrer Unwissenheit schämen. Ich konnte es nicht ertragen, wusste aber nicht, wie ich sie stoppen sollte, ohne herablassend zu wirken. Es war unübersehbar, wie sehr sie die Familie liebte, die sie zurückgelassen hatte. So wusste ich schon nach kürzester Zeit, dass sie in Somerset zu Hause war, ein Diplom in Wirtschaftslehre hatte und ihre Karriere in London fortsetzen wollte. »Ich bin eigentlich ziemlich ehrgeizig«, sagte sie, »auch wenn man es mir vielleicht nicht ansieht.«

Ich war froh, dass ich am Fenster saß und hinausschauen konnte, anstatt sie anzustarren. Es half ihr weiterzureden. Als sie nach London kam, war sie zuerst in einer Pension untergekommen, wo sie etwa einen Monat geblieben war. Das hier war ihre erste eigene Wohnung. Ich konnte ihr etwas über Müllabfuhr und Postzustellung sagen, war aber vollkommen nutzlos, was die Verkehrsanbindung und Einkaufsmöglichkeiten im Viertel betraf. Sie hatte sich jedoch bereits erkundigt und erzählte mir Sachen aus der Nachbarschaft, von denen ich schon lange keine Ahnung mehr hatte. Es war die glücklichste Stunde, die ich seit Ewigkeiten verbracht hatte – dieses Mädchen mit dem eifrigen Blick, den wallenden dunkelblonden Haaren und einem Mund, der irgendwie Schwierigkeiten zu haben schien, mit

dem mitzuhalten, was sie sagen wollte. Voll ist das Wort, soweit ich mich erinnere, für solche Lippen. Vor allem auf die schaute man, wenn sie sprach, nicht in diese großen Augen, bei denen ich den Eindruck nicht los wurde, sie hätten erst vor kurzem aufgehört zu weinen. Vielleicht vermisste sie ihre Familie, indem sie jetzt über sie sprach, ganz besonders. Denn sie sprach so herzlich von ihnen, von ihrem Haus und dem Garten, dem Hund und der Katze und sogar dem Kaninchen. Und so ging unsere erste Begegnung zu Ende.

»Ich muss jetzt los und meine Mutter anrufen«, sagte sie. »Sie macht sich Sorgen, ich ganz allein in der großen Stadt und so weiter! Arme, alte Mum.«

Einen Augenblick lang wünschte ich mir, ihr Telefon wäre kaputt und sie müsste meins benutzen. In der Ära der Handys war das ein törichter Gedanke. Ich wusste, ich könnte nie irgendetwas für sie tun, und sie war ein Mensch, der immer Mittel und Wege finden würde, etwas für mich zu tun. Sie stand auf und wandte sich zum Gehen. Ich würde sie vermissen, oder genauer, ich machte das zu offensichtlich, indem ich sagte: »Verzeihen Sie, wenn ich Sie nicht zur Tür begleite. Aber bitte, kommen Sie vorbei, wann immer Sie wollen. Bitte. Berichten Sie mir, wie Sie in der großen, bösen Welt vorankommen.«

»Genauso sieht es meine Mutter. Sie sagt, es gibt doch auch sehr gute Verkaufsjobs in Taunton ...«

Und so verließ sie mich mit einem letzten Winken und diesem Lächeln, nur noch mehr davon. Und es deutete ab-

solut nichts darauf hin, dass sie zufrieden mit sich selbst war, weil sie eine alte Frau glücklich gemacht hatte. Ja, es wirkte sogar fast so, als wäre es umgekehrt.

In diesen ersten Wochen des Frühlings kam sie fast jeden Abend nach der Arbeit bei mir vorbei. An den Wochenenden fuhr sie nach Hause. Sie erzählte mir von ihrer Arbeit als Vertreterin für eine Kosmetikserie. So verstand ich sie zumindest. Sie sprach nur zögernd darüber, und nach der Art, wie sie mich ansah, vermutete ich, dass sie Kosmetik ganz einfach nicht als taktvolles Thema für eine runzlige, alte Frau betrachtete, die ungefähr seit Jahrhunderten keine Kosmetik mehr benutzt hatte. Manchmal schaute sie mich fragend, beinahe listig an, bevor sie etwas sagte. Sie wollte absolut sicher sein, dass sie mich nicht in Verlegenheit brachte, vor allem, da ich doch all diese Bücher gelesen hatte. Sie hatte bereits gelernt, dass so etwas kaum zu vermeiden ist, wenn man jemanden nicht kennt.

Wie gesagt, sie wollte, dass ich von mir erzähle. Als ich zum Beispiel beiläufig sagte: »Meine Jahre in Afrika«, klatschte sie beinahe in die Hände und sagte: »Ach, *erzählen* Sie doch! War es dort glühend heiß, mit Schlangen und Elefanten und solchen Sachen?«

Was konnte ich ihr über diese so lange verschwundene Welt erzählen? Wie konnte ich ihr von Arthur und der armen Leah erzählen, wie konnte ich in ein oder zwei Sätzen diese ganze komplizierte Stammeswelt zusammenfassen?

Wie konnte ich ihr sagen: »Wenn Sie das wirklich interessiert, dann schauen Sie vielleicht einmal in dieses Buch.« Und ihr dann einen komplexen anthropologischen Bericht über Ehe- und Familien- und Sozialstrukturen in dieser oder jener Stammesgruppe leihen – oder sogar eins meiner eigenen Bücher.

Deshalb zuckte ich nur die Achseln und sagte: »Das ist schon sehr lange her. Die Dinge haben sich verändert. Damals gab es kein AIDS und, na ja ...«

Sie beugte sich mit offenem Mund vor, als wollte sie gleich eine Unmenge Fragen stellen, war ganz begierig, mir zuzuhören, von mir zu lernen. »Ich habe im Fernsehen so furchtbare Dinge über Afrika gesehen. Das ist absolut grässlich, nicht? Die Kinder, na ja, eigentlich jeder in solchen Gegenden. Man würde gern etwas tun, nicht? Mum und Dad schicken an Weihnachten Schecks ... Ich vermute, Sie haben sehr viel geholfen. Ich würde sehr gerne ...«

Ich schüttelte den Kopf. »Es war bei weitem nicht überall so. Ich habe nicht geholfen. Ich habe nur viele Fragen gestellt. Wo ich war ... Irgendwann zeige ich Ihnen mal Fotos vom Dorfleben, aber nicht jetzt ...«

»Das würde mir sehr gefallen«, sagte sie.

»Wenn Sie etwas über Afrika erfahren wollen, dann brauchen Sie sich nicht das Gefasel einer alten Frau wie mir anzuhören. Zu meiner Zeit ...«

Ich hatte abrupt, beinahe barsch gesprochen, und sie sagte: »Tut mir leid, ich wollte nicht ...«

Sie stand auf. Was tat ihr leid? Was hätte sie sehr gern

getan? Sie befürchtete, sie hätte dieses Territorium der Scham und der Verlegenheit betreten, wäre neugierig und unsensibel gewesen, indem sie eine alte Frau nach ihrem Leben ausfragte. Meinem Tonfall nach hätte ich ebenso gut sagen können: »Das geht Sie nichts an, junge Dame.«

Als sie mich mit einem kurzen Winken verließ, warf ich ihr so etwas wie eine Kusshand zu, aber sie dachte vielleicht, ich hätte mir nur die Hand vor den Mund gehalten, um ein Rülpsen zu verdecken. Ach, wenn ich nur ein verlässliches Lächeln hätte, das ich ihr anbieten könnte, eins, das zu ihrem passte!

»Kommen Sie bald wieder mal vorbei«, rief ich ihr nach, als die Tür ins Schloss fiel.

Ich will versuchen, die Zeit zusammenzufassen, jetzt, da sie eine Erinnerung geworden ist. Ich nehme an, sie ist fortgezogen, und ich war ihr nicht wichtig genug, oder sie konnte sich nicht dazu überwinden, sich zu verabschieden. Das muss ich einfach akzeptieren. Letztendlich bleibt nichts anderes als das Akzeptieren. Sie wusste die ganze Zeit, wie viel Freude sie mir machte, wenn sie für einen Plausch vorbeikam. Ich bat sie, mir ein paar Sachen aus dem Supermarkt mitzubringen. Es gefiel ihr, dass ich sie fragte, daraus zog sie ihre Freude. Aber es steckte noch mehr dahinter. In dieser ersten Zeit hatte sie noch keine Freunde gefunden, und sie war kein Mensch, der Sachen für sich behält. Sie erzählte mir von den Mädchen, die sie bei ihren Vertreterbesuchen kennengelernt hatte,

Mädchen, die von ihren Freunden sitzen gelassen worden waren oder sich in verheiratete Männer verliebt hatten oder deren Mütter krank waren oder die Schulden oder Gewichtsprobleme hatten, oder sie erzählte mir, was modewusste Leute gerade trugen. Sie kochte uns immer Tee, und ich hörte ihr zu und nickte und sagte Sachen wie: »Armes Ding.« Oder ich erkundigte mich nach jemandem, von dem sie bei einem früheren Besuch erzählt hatte. Alles, nur damit sie weiterredete.

Bald gab es Hinweise, dass es ihr allmählich gelang, ein Leben außerhalb der Arbeit zu führen. Die Besuche waren nun später am Abend, und manchmal ging sie, obwohl ich das Licht in meinem Zimmer brennen und die Tür einen Spalt offen ließ, direkt nach oben, auf Zehenspitzen, weil sie wohl dachte, dass sie mich zu so später Stunde nicht mehr stören dürfe und ich schon im Bett sein könnte. Oder sie klopfte nur und streckte kurz den Kopf zur Tür herein, dazu dieses unveränderte Lächeln. Ich sagte ihr, dass es nie zu spät für einen Besuch sei und ich selten vor Mitternacht ins Bett ginge. Sie dachte wahrscheinlich, ich wolle einfach nur höflich sein. Die Tür schloss ich erst, nachdem ich sie nach Hause hatte kommen hören, und fragte mich dabei, ob sie bemerkt hatte, dass ich sie offen gelassen hatte. Natürlich wollte sie vermutlich auch das Risiko nicht eingehen, dass ich vielleicht genug von ihr hatte oder dass wir einander einfach nichts mehr zu sagen hatten. Über ihre Kindheit und Jugend in Somerset hatte ich mit Sicher-

heit keine Fragen mehr. Und ich konnte ja kaum sagen: Ich will Ihnen jetzt von meiner Zeit in Afrika erzählen, wo übrigens mein Mann ermordet wurde. Ich wäre mir so gern absolut sicher, dass sie damals nicht genug von mir hatte. Denn was hatte ich beigetragen? War es Weisheit, die sie von mir erwartete? Oder Ratschläge? Oder meine Erinnerungen? Sie fragte mich nie wieder. Sie wollte nicht neugierig erscheinen. Wenn ich ihr etwas zu sagen hätte, so dachte sie, würde ich es tun, wenn ich es für angebracht hielt. Immer wenn sie hereinkam, blieb sie kurz stehen und schaute die Regale mit den Büchern und den Papierstapeln darunter an. Vielleicht um sich zu erinnern ...

O ja, ich hatte angefangen zu befürchten, dass ich ihr langweilig wurde. Wie Arthur, wenn er sich über kommunale Entwicklung ausließ. Allerdings wollte er nicht, dass die Leute wussten, was *er* tat, nur, was getan wurde. Vielleicht sagte sie zu ihren neu gewonnenen Freunden: »In der Wohnung unter mir lebt diese alte Schachtel, die Unmengen von Büchern hat und die ganze Zeit von Afrika quasselt. Ich schätze, sie ist einsam. Hoffentlich ende ich nicht auch mal so.« Vielleicht sagte sie so etwas zu ihren Eltern. Aber was ich bisher gesagt habe, zeigt hoffentlich eindeutig, dass es mir schwerfiel, auch nur eine Sekunde lang zu glauben, dass Sally je so über mich reden würde. Es sollte auch klar sein, dass ich sie liebte, dass es mir nicht schwerfiel, mich mit diesen Mädchen zu identifizieren, von denen sie mir erzählt hatte, die von ihren Freunden

sitzen gelassen worden waren, sich in verheiratete Männer verliebt hatten, deren Mütter mit Lüstlingen oder anderen unerwünschten Existenzen lebten. Ich wollte, dass sie über sich sprach. Ich wollte nicht über mich sprechen, über die ich bereits alles weiß, oder zumindest genug. Ich hatte nicht das geringste Verlangen, sie zu beeindrucken. Vielleicht ist das gar keine Liebe, wenn man sich nur wünscht, ebenfalls geliebt zu werden.

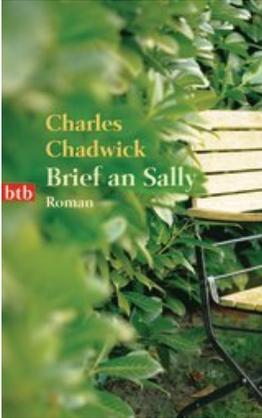
Jetzt im Hochsommer habe ich meinen Ausblick in die Gärten, wo mehr los ist und einige der Fenster gegenüber von Bäumen verdeckt sind. Und wie immer kann ich natürlich meinen Erinnerungen nicht entgehen, die von den langen Abenden noch verstärkt werden. In meinem Alter sind sie alles, was wir noch haben. Es gibt mehr als genug davon, man kann sie endlos sortieren und aufdröseln. Nein, das kann man mit ihnen nicht machen. Sie sind nicht verheddert. Sie kommen und gehen einfach, vertraut und wiederholt, aber immer mit irgendeinem Zusatz, einer Person, einer Situation, einem Ereignis, das man davor vergessen hatte. Zusätzlich zu meinen Büchern und Artikeln schrieb ich zwei Berichte über meine Zeit in Afrika. Ich weiß nicht mehr, warum. Vielleicht dachte ich, dass aus ihnen eines Tages eine Autobiographie, vielleicht sogar ein Roman werden könnte. Jetzt denke ich das nicht mehr. Ich glaube, ich schaue sie noch ein letztes Mal durch, bevor ich sie wegwerfe. Ich will nicht, dass Fremde in den Wahrheiten und Halbwahrheiten meines Lebens stöbern. In diesen

Notizen hat sich die Erinnerung verfestigt, haben Zusammenfassung und Auswahl bereits stattgefunden. Das Abgelegte wurde gelöscht, so dass weniger Raum bleibt für das willkürliche Kommen und Gehen, was die Erinnerung so gut beherrscht, und heraus kommt letztendlich nicht viel mehr als eine beständige Mahnung ans Vergehen der Zeit, an das, was verloren wurde, an das Versagen und die Reue hinter dem Licht der Lampe, von dem der Dichter spricht. Ein anderer Dichter hatte recht: Es ist »eine Luft, die tötet«, erinnert man sich an glückliche Pfade und Länder verlorener Zufriedenheit.

Während ich an einem warmen Sommerabend hier am Fenster sitze, in die Gärten hinausschaue und in den Papieren in diesen beiden Mappen blättere, frage ich mich, was ich da tue, außer mich selbst zu erinnern, die Beweise, dass ich überhaupt gelebt habe, zu prüfen. Es reicht, es reicht durchaus, mehr gibt es nicht, um sich zu orientieren. Weshalb also sitze ich hier und warte auf ein Klopfen an der Tür? Sie waren ganz einfach nur ein Intermezzo, diese Besuche eines Mädchens, das gekommen und gegangen ist, um schließlich selbst teilzunehmen an dieser chaotischen, nebelhaften Parade von Erinnerungen an das, was einmal war. Und im Hinterkopf habe ich jetzt immer die Angst, dass ihr etwas passiert ist, dass sie ein wildes und gefährliches Leben führt mit ihren neuen Freunden. Manchmal stelle ich mir auch vor, dass sie ein gesegnetes Leben zwischen Herd und Hecken führt, mit heranwach-

senden Kindern, ein zukünftiges Leben, das wenig zu bieten hat außer Rücksicht und Freundlichkeit, ein paar guten Taten und Seelenfrieden.

Ich frage mich noch immer, warum sie mich besuchte, nach dieser ersten Höflichkeit der persönlichen Vorstellung, jenseits der schlichten Nachbarschaftlichkeit und der Frage, ob sie mir etwas aus dem Laden mitbringen könne. Sie gehörte zu den Menschen, für die dies alles selbstverständlich ist, die ihre Erziehung mit sich herumtragen. Ich konnte mir ihre Eltern vorstellen, die stets ein Auge darauf hatten, welche Hilfe hier oder dort nötig sein könnte. Bei ihrem dritten oder vierten Besuch zeigte sie mir tatsächlich ein Foto von ihnen mit ihrem jüngeren Bruder. Sie zeigte es mir, wie Leute Bilder von ihren Kindern jemandem zeigen, den sie lange nicht gesehen haben. Das Foto war nicht gestellt. Jemand hatte sie in einem sonnigen Garten überrascht, alle taten sie irgendetwas: Ihr Vater hatte einen Rechen in der Hand, ihre Mutter einen leeren Korb, der Junge alberte mit einem Gartenschlauch herum, und Sally selbst beugte sich über ihn, vielleicht um die Richtung des Wasserstrahls zu verändern ... Es war kein großer Garten, das Haus im Hintergrund war eine Doppelhaushälfte wie so viele Millionen überall im Land. Ich schaute das Foto an und dann Sally selbst, sah den Stolz und die Liebe in ihrem Gesicht und dachte: Gott sei Dank, dass es das immer noch gibt. Sie hatte die Hand ausgestreckt, um das Foto zurückzunehmen, aber ich behielt es, um es



Charles Chadwick

**Brief an Sally**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 224 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-74393-3

btb

Erscheinungstermin: Juni 2012

Naomi Marshall, eine alte, einsame Frau, sitzt meist in ihrer Londoner Wohnung am Fenster. Der Blick auf Gärten und Nachbarn, der Besuch von Pflegern und Essen auf Rädern sind ihre einzige Verbindung zum Leben, bis sich eine neue Nachbarin vorstellt. Sally ist jung, lebensfroh und möchte mehr über Naomis Leben erfahren. Als sie wieder auszieht, vermisst Naomi sie schmerzlich. Und taucht in ihre Vergangenheit ein, ihre Zeit in Afrika, wo sie die glücklichsten Jahre ihres Lebens verbrachte. Ja, sie wird alles aufschreiben, für Sally ...



[Der Titel im Katalog](#)